

# Die Stadt auf dem Berge

## Gedanken zur Bergpredigt

Von Franz Josef Schierse S. J., Frankfurt/M.

Man kann nicht immer auf den Bergen wohnen. Ein paar Stunden ist es sehr schön, in der klaren, dünnen Luft zu atmen und den Blick schweifen zu lassen über das weite Land, das von oben herab so übersichtlich und geordnet erscheint. Die Straßen haben alle ihr Ziel, und aus den Hütten der Menschen steigt die Rauchfahne häuslichen Friedens. Ja, das Leben gehört den Tälern und Ebenen, wo es Raum gibt und Fruchtbarkeit, wo man das Korn sät und die Scheunen füllt mit goldenen Garben.

Wer möchte trotzdem die Berge missen? Schon ihr Anblick gibt Festigkeit und Kraft. Von ihnen stürzen die Wasser zu Tal, die allen Unrat und Schmutz hinwegspülen, der sich in den Niederungen sammelt. Aber immer dort wohnen? In Schnee und ewigem Eis, nur den Sturm zum Gefährten und das fast unaufhörliche Schweigen? Nicht umsonst haben die Alten geglaubt, auf den Bergen, da wohnten die Götter. Auch im Alten Testament hat es einen Gottesberg gegeben, von dem die Bestimmung galt: „Selbst wenn ein Tier den Berg berührt, soll es gesteinigt werden“ (Ex 19, 13). Nur Moses ganz allein durfte hinaufsteigen, und er tat es in Furcht und Zittern. Ist das anders geworden, seit Jesus das Grundgesetz des Neuen Bundes auf einem Berg verkündet und seine Gemeinde sogar mit einer „Stadt auf Bergeshöhe gelegen“ (Mt 5, 14) verglichen hat? Aber so wird man gleich sagen: Dieser galiläische Berg, von dem herab Jesus zu seinen Jüngern und zum Volke sprach, war doch kein unzugänglicher, Feuer und Rauch speiender Vulkan wie der alte Sinai in der arabischen Wüste, sondern ein lieblicher Hügel mit grünen Matten, auf dem friedliche Schafherden weiden konnten; und was die „Stadt auf Bergeshöhe gelegen“ betrifft, so ist wohl kaum an eine Siedlung auf schneebedeckten Gipfeln gedacht. Außerdem hat Jesus nicht nur die Bergpredigt gehalten, sondern seine Frohbotschaft vom Gottesreich auch auf allen Wegen und Plätzen Palästinas bekanntgemacht. Und Jesu Jünger sind in alle Welt gezogen und haben den Christenglauben in die großen Städte und die weiten Ebenen getragen, so daß er nun heimisch geworden ist in dieser Welt und sich den Bedingungen des gewöhnlichen Menschenlebens angepaßt hat.

Mag die christliche Landschaft inzwischen viel von ihrer einstigen Fremdartigkeit verloren haben, immer noch ragt in ihr die Bergpredigt hervor wie ein Gebirge aus Urgestein, der großen Menge unzugänglich und nur die Kühnsten rufend zu steilem Aufstieg. Schon ihr bloßes Vorhandensein sichert das Christentum vor völliger Einebnung in überschaubare Dimensionen, aber es fragt sich doch, ob sie nicht mehr sein will als nur ein Gegenstand der Be-

wunderung für die Vielen und ein seltsames Übungsgelände für aszetische Hochleistungen.

Wenn man einen heutigen Christen nach dem Inhalt seines Glaubens fragt, dann verweist er wohl sofort auf die Bekenntnisformel des Credo. Und möchte man daneben auch etwas über die verbindlichen Normen seines Lebens wissen, dann werden ohne Zweifel die Zehn Gebote genannt. Bei weiteren Fragen erfährt man schließlich noch, daß es sieben Sakramente gibt, durch welche das göttliche Gnadenleben erworben, vermehrt und fortgepflanzt wird. Das alles ist sehr richtig und einprägsam, aber die Zuordnung dieser drei Dinge — Dogma, Moral und Gnadenmittel — bildet seit jeher eines der schwierigsten Probleme christlicher Theologie. Das gilt nicht nur für die wissenschaftliche Systematik und die katechetische Unterweisung, sondern auch unmittelbar für die Gestaltung des christlichen Lebens. Ihm fehlt, so klagt man häufig, die einheitliche und motivbildende Kraft.

Jesus konnte seinen Zuhörern noch kein Glaubensbekenntnis vorlegen. Auch für die Sakramente hat er erst durch seinen Tod und seine Auferstehung die Voraussetzungen geschaffen. Blieb also nur die Moral? Tatsächlich scheint die Bergpredigt auf den ersten Blick nichts anderes zu bieten als ethische Forderungen, und es hat Zeiten gegeben, da man aus ihr ein dogmenloses und kirchenfreies Christentum ableiten wollte. Diese offensichtlichen Fehldeutungen der liberalen Exegese sind freilich längst überholt, und jetzt hat sich die alte Wahrheit wieder durchgesetzt, daß die Bergpredigt nicht allein von der Ethik, d. h. dem Tun und Lassen des Menschen, sondern zuallererst von dem, was Gott getan und tun wird, d. h. von der Theologie her verstanden werden muß. Selbst das scheinbar so fernliegende Moment der sakramentalen Ordnung darf nicht ganz übersehen werden, sofern es richtig ist, daß die Bergpredigt zu einer sichtbaren, begnadeten Gemeinde von Jüngern Christi spricht. Alle diese Gesichtspunkte sind enthalten in dem einen, beherrschenden Anliegen, dem die Verkündigung Jesu dient, der Aufrichtung des kommenden Gottesreiches.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die jederzeitige Geltung der Bergpredigt zu bestreiten oder einzuschränken. Manche haben gesagt, ihre Forderungen seien zeitgeschichtlich bedingt und müßten auf dem Hintergrund der politisch-sozialen Verhältnisse Palästinas gesehen werden. Der Fromme könne leicht auf Rechtsanspruch und Gewaltanwendung verzichten, wenn er ohnehin machtlos sei gegen Bandenterror und Willkürherrschaft. Und für den Armen, der an keinen Besitz gebunden ist, sei es sicher das klügste, sorglos in den Tag hineinzuleben wie die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes und alles von der Hand Gottes zu erwarten. Ohne Zweifel ist es von sehr großem Nutzen, die Lebensverhältnisse des palästinensischen Volkes in der Zeit Jesu zu kennen und bei der Erklärung der Bergpredigt zu berücksichtigen. Manches

Bildwort, manche für uns dunkle Gleichnisrede wird dadurch einsichtig. Auch läßt sich nicht leugnen, daß in Zeiten der Not, in Krieg, Verfolgung und äußerster Armut die Worte der Bergpredigt viel unmittelbarer ansprechen und ins Herz treffen. Die meisten von uns haben in den vergangenen Jahren diese tröstliche Erfahrung gemacht und wollen dafür dankbar bleiben. Sollte also die Bergpredigt nur unter außergewöhnlichen Umständen gelten, während in normalen Zeiten auch für den Christen andere „vernünftigere“ Gesetze herrschen? Oder soll nicht vielmehr an den Grenzfällen menschlichen Lebens, an Armut, Hunger, Bedrückung und Not offenbar werden, wie es immer um den Menschen steht und daß er auch im größten irdischen Glück nicht ohne Gott selig sein kann? Vollends versagt die zeitgeschichtliche Erklärung, wo es sich um Forderungen handelt, die jeden Menschen angehen, ganz gleich, in welcher Situation er sich befindet: um die Lauterkeit der Gesinnung, die Bruder- und Feindesliebe, das unbegrenzte Gottvertrauen. Eine ähnliche Einseitigkeit verrät die Auffassung der sogenannten eschatologischen Schule, die besonders durch den berühmten Albert Schweitzer vertreten wurde. Da meint man, die Ethik der Bergpredigt sei nur unter der Voraussetzung sinnvoll und erfüllbar, daß die Welt kurz vor dem Ende steht und das Gottesreich in unmittelbarer Nähe ist. Wer dieses Glaubens sei, könne in so radikaler Weise von der Besorgung irdischer Dinge absehen und ganz der Erwartung des Kommenden leben. Daran ist richtig, daß Jesu Worte im Hinblick auf das nahende Hereinbrechen der Gottesherrschaft gesprochen sind. Aber Jesus sieht in der Gottesherrschaft nicht nur ein äußeres Ereignis, das einmal den Zustand der Schöpfung verändert wird, sondern vor allem eine Gnadentat Gottes, die den Menschen verwandelt und ihm inmitten der alten Welt eine neue Existenz anbietet.

Ernster zu nehmen als diese Versuche, die Geltung der Bergpredigt auf bestimmte Situationen einzuschränken, ist die auch von vielen katholischen Theologen vorgetragene Ansicht, die Worte seien größtenteils nur an den engeren Kreis der Jünger gerichtet. Von ihnen werde — wie später von den Mönchen — eine höhere Vollkommenheit verlangt. Der gewöhnliche Christ dagegen dürfe sich damit begnügen, die Gebote Gottes und der Kirche zu halten. Diese Unterscheidung führte besonders im Mittelalter zu einer Art „doppelter Moral“, einer für die Ordensleute und einer für die Christen in der Welt. Neben die Bergpredigt als Spiegel der Vollkommenheit trat die natürliche Tugend- und Pflichtenlehre der aristotelischen Ethik. Hinzu kam noch eine andere, aus juristischem Denken stammende Unterscheidung, die dazu angetan war, den allgemein verpflichtenden Anspruch der Bergpredigt abzuschwächen. Der Jurist hat ein begreifliches Interesse daran, festzustellen, ob eine Vorschrift als strenges, unter Sünde verpflichtendes Gebot oder nur als wohlmeinender Rat anzusprechen ist. Die Anwendung auf die Bergpre-

digt gab zu heftigen Meinungsverschiedenheiten Anlaß. Ist z. B. die Feindesliebe unter Sünde geboten oder hat Jesus nur einen Rat für heroisch gesinnte Seelen geben wollen? Sündigt ein Christ schwer, läßlich oder überhaupt nicht, wenn er gegen einen Dieb sein Eigentum verteidigt und dem, der ihn schlägt, die andere Wange vorenthält? Woran ist zu erkennen, welche Worte zu den Geboten, welche zu den Räten gehören? Die Moralisten, welche sich mit diesen Fragen beschäftigten, waren nicht zu beneiden. Sie hatten sich in die Netze ihres eigenen gesetzlichen Denkens verstrickt und dabei nicht bemerkt, daß doch gerade die Bergpredigt aller bloßen Gesetzlichkeit ein Ende bereitet.

Wer daran festhält, daß die Bergpredigt für jeden Christen und ohne jede Einschränkung gilt, muß auf die beiden eben genannten Schwierigkeiten eine Antwort geben. Er muß zeigen, daß Jesu Worte auch in einem alltäglichen Christenleben erfüllbar sind und daß es sich um Forderungen ganz besonderer Art handelt, bei denen juristische Unterscheidungen keinen Platz haben. Das Haupthindernis für ein fruchtbare Verständnis der Bergpredigt ist das kaum auszurottende Vorurteil, als ließen sich ihre Grundsätze nur durch eine bestimmte äußere Lebensweise verwirklichen. Man müsse der Welt entsagen, auf Besitz und Rechtsschutz verzichten und solle sich allein um das Gottesreich kümmern. Da dies aber für die meisten Christen nicht möglich und auch gar nicht wünschenswert sei, müsse es Ordensleute geben, die den Weisungen der Bergpredigt gleichsam stellvertretend nachkommen.

Hier liegt ein doppelter Irrtum vor, sowohl was die Absicht der Bergpredigt als auch was die Natur des Ordensstandes betrifft. Jesus verkündet die Gottesherrschaft und keine irgendwie geartete innerweltliche Existenzform. Er ist freilich der begründeten Meinung, daß Armut und Freiheit von irdischen Sorgen den Menschen aufgeschlossener machen für Gottes Wort, kannte er doch die im Alten Testament so oft begegnende Gleichsetzung von „arm“ mit „fromm“ und „reich“ mit „gottlos“. Aber Jesus war gewiß kein Mystiker des Elends. Wenn er die Armen, Trauernden, Hungernden und Verfolgten seligpreist, dann doch nur, weil diese seiner Botschaft Glauben schenken, nicht aber, weil in irdischer Not allein schon Seligkeit verborgen wäre. Die Erfahrung der heutigen Zeit, daß Armut und Not oft die größten Hindernisse für die Aufnahme des Evangeliums bilden, zeigt sehr deutlich, worauf es eigentlich ankommt: auf das Armsein „im Geiste“, d. h. das Bettlersein vor Gott. Diese Haltung aber läßt sich in allen Lebenslagen verwirklichen, sie wird vom Armen nicht weniger gefordert als vom Reichen.

Der zweite Irrtum, sagten wir, betrifft die Natur des Ordensstandes. Es ist nicht so, wie man vielfach auch von protestantischer Seite meint, daß der Ordensmann sich einbilden dürfte, schon auf Grund seiner äußeren Lebensweise das eigentliche und wahre Christentum darzustellen. Während im heidnischen Mönchs- und Asketentum die Weltentsagung zum Selbstzweck erhoben wird,

hat sie im christlichen Ordensleben nur dienenden Rang, „um des Gottesreiches willen“. Die Formen des Weltverzichts können und müssen sich deshalb immer wieder wandeln, wollen die Orden ihre Aufgabe im Gesamtorganismus des Leibes Christi erfüllen. Das wäre aber im gleichen Umfange nicht möglich, wenn die Bergpredigt die Befolgung der evangelischen Räte zum Ziele hätte.

Der tiefste Grund aller Mißverständnisse liegt schließlich darin, daß man die theologische Eigenart der Forderungen Jesu nicht beachtet. Die Alternative der Moralisten „Gebot“ oder „Rat“ war falsch gestellt, weil die Bergpredigt einer anderen Ordnung zugehört als der sittlich-rechtlichen. Nach einem bekannten scholastischen Axiom wird die menschliche Tätigkeit von ihrem jeweiligen Gegenstand her bestimmt („actus specificatur ab objecto“). Nun ist aber der Gegenstand, auf den sich die Bergpredigt richtet, immer und überall die Gottesherrschaft mit der ihr eigenen Gerechtigkeit. Folglich muß auch die geforderte menschliche Tätigkeit übernatürlicher, gnadenhafter Art sein, d. h. es geht nicht um irgendwelche sittliche Hochleistungen, sondern allein um den Glauben. Hierin sind sich Jesus und Paulus völlig einig: Das Gottesreich wird nicht durch Werke erworben, seien sie nun streng geboten oder freiwillig übernommen, sondern es schenkt sich dem Gläubigen. Gegenüber den schwierigen und oft sehr abstrakten Erörterungen des heiligen Paulus um Gesetz und Gnade, Glaube und Werke, besitzt die Bergpredigt aber einen großen Vorzug. Sie zeigt in unübertrefflicher Anschaulichkeit an konkreten Beispielen, was „glauben“ heißt im Gegensatz zum Verhalten des natürlichen Menschen, der allein auf sich selbst und die Welt angewiesen ist. Der orientalischen Weisheitslehre folgend liebt die Bergpredigt freilich auch paradoxe Formulierungen und zum Nachdenken zwingende Bildreden. Sie überall „wörtlich“ verstehen zu wollen, hieße deshalb den Sinn der Worte Jesu verfehlen. Die Geschichte der Schwarmgeisterei bietet hierfür abschreckende Beispiele in Fülle.

Wir sagten zu Beginn unserer Überlegungen, man könne nicht immer auf den Bergen wohnen. Haben wir uns nicht selbst widerlegt? Muß nicht der Christ versuchen, heimisch zu werden in der „Stadt auf Bergeshöhe gelegen“? Was bei den Menschen unmöglich ist, Gott hat es in seiner Gnade möglich gemacht. Er hat die Stadt gegründet, und sie steht offen für jeden, der glaubt. Wir aber, die wir immer noch in den Tälern unserer Kleingläubigkeit leben, wollen wenigstens mit dem Psalmisten sprechen: „Ich hebe meine Augen zu den Bergen empor: woher wird mir die Hilfe kommen? Die Hilfe kommt mir vom Herrn, der Himmel und Erde geschaffen“ (Ps 120).